Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 21

Artikel: Das Getreidefeld im Volksglauben
Autor: Knobel, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670245

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zeitweiliges Zucken — dumpfes Röcheln — dann Stille — Totenstille.....

Entsetzt und verschüchtert hat das Weibchen dem Kampf aus sicherer Entfernung zugesehen. Nun nähert es sich langsam und bricht in ein anhaltendes Klagegeheul aus. Immer wieder versucht es, dem nun stillen Lebenskameraden aufzuhelfen. Allein vergeblich! Der rührt sich nicht mehr!

Die Nacht bricht herein. Leise winselnd hockt das Weibchen neben dem Toten und fährt nur ab und zu hoch, um allzufreches, heulendes, jaulendes Raubgesindel, das der Blutgeruch anlockt, zu verjagen. Aber immer wieder kehrt es zu den Leichen zurück. Als aber der Morgen tagt, rafft es sich endlich auf. Hier ist ja doch nichts mehr zu wollen. Noch ein letzter Blick gilt dem toten Genossen. Dann wandert die „trauernde Witwe" davon.

Indessen die Witwenschaft dauert nicht lange. Nach nur kurzem Alleinsein nähert sich schon unter tollen Verrenkungen und Kapriolen ein neuer „Kavalier", wird angenommen, und fortan wandert ein neues „Ehepaar" durch den stillen Urwald. —

Also spielte sich das Leben der Gorillas unter den düsteren Urwald-Riesen schon vor Jahrtausenden ab, wogt es heute und wird sich abspielen, bis der letzte Gorilla dem größten und raffiniertesten Raubtier der Erde, dem Menschen, zum Opfer gefallen ist. Und dieser Zeitpunkt dürfte nicht allzufern sein, wenn auch der Kameruner Riesengorilla durch seine schwer zugänglichen Urwälder immerhin etwas geschützt ist.

* * *

Obige Schilderungen sind das Ergebnis einer ganzen Anzahl jahrelanger, äußerst mühseliger und höchst gefährlicher Einzelbeobachtungen, die zusammengestellt, aber sehr wohl das Gorillaleben in der Wildnis zu illustrieren vermögen! Das Leben der Wildnistiere stellt sich meist ganz anders dar, als es bisher in den Naturgeschichtsbüchern beschrieben wird!

Das Getreidefeld im Volksglauben.

Von Aug. Knobel.

Zwei Zeitabschnitte sind für den Landmann von größter Bedeutung: die Tage der Aussaat und die Tage der Ernte. Die letzteren gelten ihm weit mehr als die ersteren, denn von ihnen hängt das Glück und der Wohlstand des kommenden Jahres ab. Im Altertum galt die Erntezeit sogar als eine heilige Zeit; selbst die Gerichtssitzungen wurden während ihrer Dauer aufgehoben. Fast alle Völker opferten in diesen Tagen gewissen Gottheiten, die im Anfange alles Seins vom Himmel gestiegen waren, um die Menschheit mit der Gabe der Feldfrüchte zu beglücken.

Den Griechen und Römern war Demeter (Ceres) die Göttin des Ackerbaues und des Getreides, weshalb Maler und Bildhauer diese Wohltäterin auch mit einem Ährenkranz im Haar oder einem Füllhorn in der Hand darstellten. Die alten Deutschen sahen in Wodan ihren Erntegott. Wagner sagt in seinen „Entdeckungsreisen" über diesen wohlwollenden Beschützer des Getreideackers: „Odin (Wodan), der stürmende Schlachtengott der Germanen, der die wilde Jagd und das wütende Heer anführt, ward auch zum allmächtigen Beschützer der Feldflur. Er fuhr über das Ährenfeld als Gott des säuselnden Windes. Er schüttelte jeden blühenden Halm, daß der Blütenstaub befruchtend sich ausstreute. Er segnete das brotspendende Feld und drohte mit Wolfsrachen und Eberzahn dem Frevler, der es verletzte."

Aber auch die Gemahlin des obersten der Götter, die liebliche Frau Holle, trug das ihre zum Gedeihen der Ernte bei. Begleitet von einer Schar Wichtlein und Elfen, wandelt sie im leuchtenden Morgenrot durch die taufrische Flur, die Halme segnend, daß die Ähren ansetzen und Körner reifen. Dem Landmann waren die schmalen Pfade, die der Zug der Kleinen durch das Ährenfeld bahnte, wohlbekannt. Elfenpfade nannte er sie.

Neben den Beschützern der Ernte und des Getreidefeldes kannte der Bauer aber auch Geister, allerlei menschenfeindliche Wesen, die der Ernte schadeten. Und wie er jenen Dankopfer darbrachte, so opferte er diesen aus Furcht, die so weit ging, daß er sich scheute, den Namen der Bösen auszusprechen. In manchen Gegenden fürchtete man sich sogar, an einen männlichen Dämon zu denken und übertrug seine Macht

auf weibliche Wesen. Um aber auch deren Zorn nicht auf sich herabzubeschwören, sagte man „die Wetterkatzen sind im Getreide" — „die Wölfe jagen sich in Korn" — „die wilden Schweine wühlen zwischen den Halmen", wenn das Ährenfeld im Sturmeswehen auf und nieder wogte. Wenn schon allgemein der Glaube herrschte, daß das Roggenfeld und die Weizenbreite, das Haferfeld und der Gerstenacker von besonderen Geistern bewohnt werden, so bezeichnete man doch alle als „Korndämonen".

Eines der gefürchtetsten Wesen im Getreidefelde war der Bilwitzschneider, auch Bilmenschnitter und Bilwitz genannt, dessen Namen man aus dem althochdeutschen balowez = Bosheit und balowiso = Teufel herleiten will. Dieser Bilmenschnitter ist die aus Neid, Tücke, Bosheit und Heimlichkeit zusammengesetzte Karikatur eines Menschen und doch ein elfisches Wesen. Von auffallender Magerkeit, trägt er einen Rock mit langen Schößen und einen niedlichen Dreimaster. Die Hände in den Hosentaschen vergraben, schleicht er um Walpurgis oder Johannis, wenn kein Mond am Himmel steht, hinaus in die Flur. Ist er an dem Acker, den er beschädigen will, angekommen, entledigt er sich seines rechten Schuhes, nimmt ihn unter den Arm und befestigt an der großen Zehe des Fußes eine kleine, aber giftigscharfe Sichel. So durchquert er den Acker nach allen Seiten und schneidet schmale, nur handbreite, aber lange Gassen in den Ährenwald. Morgens ist er verschwunden, und auch von den abgeschnittenen Halmen ist nichts zu erblicken, so daß der Eigentümer nur die Schändung des Feldes sieht. In dieser sündhaften Weise treibt der Bilmenschnitter in den getreidebautreibenden Gegenden sein Wesen.

Eigentliche Mittel zum Unschädlichmachen dieses Alten gibt es nicht, wohl aber sind in den einzelnen Gegenden allerlei Mittel bekannt, ihn von seinen schädigenden Besuchen fernzuhalten. Manchenorts windet man aus den ersten Frühlingsblumen ein Kränzlein, läßt es am Gründonnerstag weihen und steckt es zwischen die Saat in dem Glauben, dadurch den Bilwitz zu verscheuchen.

Eine besondere Schwierigkeit war es, den Bilwitzschneider zu entdecken und ihn zu verderben. In Thüringen hing man sich zu diesem Zwecke am Dreifaltigkeitsfest einen Spiegel um den Hals und setzte sich zur Mittagszeit auf einen Holunderbusch, nach allen Richtungen der Windrose Umschau haltend. Erblickte der Beobachter den Bilwitz zuerst, so mußte dieser sterben, umgekehrt erging es dem Bauern so, wenn er vom Bilwitz zuerst gesehen worden war. Der Schädiger des Getreidefeldes ist also ein Unhold durch und durch.

Woher kommt nun der Bilmesschnitt, der jedem Landmann bekannt ist? Da die Gänge im Ährenfeld nur handbreit sind, können sie nicht von Hirschen und Rehen, wie man erstlich irrtümllich annahm, herrühren. Richtiger ist die Anschauung, daß alte Hasen die Bilwitze sind und sich die Gänge schneiden, um möglichst unbeobachtet ihre Spaziergänge ausführen zu können. Dafür spricht die Breite und Anlage der Gänge, die in ihrem Hinundher nur zu sehr an das Hakenschlagen Meister Lampes erinnern; daß ferner die die Gänge flankierenden Halme nicht geknickt, und daß die beseitigten tief am Boden abgeschnitten sind, kann diese Annahme nur erhärten.

In Niederdeutschland heißt man das Getreidegespenst „Roggenmuhme" oder „Kornmutter". Als Beschützerin der der Vollreife entgegengehenden Ähren raubt das in fahlgelben Schleier gehüllte Roggenweib die halmzertretenden Kinder, die sich beim Blumenpflücken zu weit ins Getreidefeld wagten. In einem Gedicht wird vor der „Alten" gewarnt, wenn es heißt:

„Laßt stehen die Blumen,
Geht nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn.
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder;
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach Blumen langen!"

In Siebenbürgen soll es sogar noch zauberkundige Frauen geben, die durch gewisse Formen und Sprüche die Ernte vor Schaden zu schützen vermögen. Auch anderwärts sucht man vernichtende Unwetter durch Zaubermittel zu bannen. In Hegau pflückt man einige Eichenblätter, befesttigt sie am Hochzeitsgewand und hängt es in das Geäst der Hauseiche, um die Wetterhexe oder Wolkentrude zu hindern, ihr Kleid über den Äckern des Hofes auszuschütteln.

Eine ganze Anzahl noch heute gepflegter Erntegebräuche läßt erkennen, daß diese geisterhafte Feldbewohnerin niemand anders ist als die altgermanische Frau Holle.